

Seeadler auf der Heimfahrt verlässt den Hafen von Daressalam. Foto, 1914
Foto: akg-images/picture alliance

Noch nicht versöhnt

Brutale Exzesse, an die man sich danach nicht erinnert: Henning Melber rechnet schonungslos mit Deutschlands unbewältigter Kolonialgeschichte ab

Von Dominic Johnson

Das wiedervereinigte Deutschland und das unabhängige Namibia trafen fast zeitgleich in die Weltgeschichte ein, aber 34 Jahre später haben sie sich immer noch nicht über den Umgang mit den deutschen Kolonialverbrechen im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika verständigt. Seltsame Parallelen durchziehen die Geschichte dieser beiden Länder seit der Besetzung durch deutsche Geschäftsleute und Siedler im ausgehenden 19. Jahrhundert und dem deutschen Völkermord an den Herero und Nama ab 1904, als diese sich wehrten. Am 7. und 11. November 1989, rund um den Berliner Mauerfall, fanden im damals südafrikanisch besetzten Gebiet unter UN-Ägide die ersten freien Wahlen statt, als deren Ergebnis die schwarze Befreiungsbewegung Swapo das freie Namibia zur Unabhängigkeit am 21. März 1990 führte, drei Tage nach der ersten und einzigen Wahl der DDR, die die Wiedervereinigung einläutete.

Bekanntestes deutsches Mitglied der Swapo, und damals noch mit einem Einreiseverbot belegt, war der deutsch-namibische Politikwissenschaftler Henning Melber. Der wohl beste deutsche Namibia-Kenner, unermüdlicher Streiter für historische Gerechtigkeit und koloniale Aufarbeitung, hat nun nach mehreren Büchern über Namibia ein Buch über Deutschlands Umgang mit seiner kolonialen Vergangenheit insgesamt vorgelegt – bezeichnenderweise nicht in Deutschland, sondern im britischen Verlag Hurst. „Zufall als Programm“ sagt er dazu: Die Idee kam von den Bri-

ten; der Vorteil davon ist, dass ein afrikanisches und internationales Publikum diese schändliche deutsche Geschichte nachlesen kann – vom kolonialen Terror bis zur Kolonialapologetik in der AfD und zum Scheitern der „Gemeinsamen Erklärung“ der Regierungen Deutschlands und Namibias zum Umgang mit dem Genozid an den Herero und Nama.

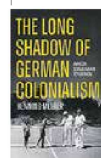
Henning Melber weiß viel mehr, als er schreibt

Vielen deutschen Lesern dürfte vieles vertraut sein, aber wohl niemandem alles, und außerhalb Deutschlands sowieso nicht. Das 50-seitige Kapitel „Germany and Namibia“ allein bietet den besten vorliegenden Überblick über den deutschen (Nicht-)Umgang mit seinem ersten Genozid, mit allen schmutzigen und beschämenden Details und juristischen Winkelzügen, mit denen die Bundesregierung sich bis heute aus der vollen Übernahme von Verantwortung herauswindet.

Melber weiß viel mehr, als er schreibt. Das gesamte Buch ist eigentlich nur 200 Seiten lang, dazu kommen gut 130 Seiten Endnoten, Bibliografie und Register mit Verweisen auf genug Quellen und weiterführende Literatur für ein halbes Leben und eine ganze Bibliothek. Zuweilen wird Vertrautheit mit den historischen Tatsachen allzu sehr vorausgesetzt, und die Abrisse der Geschichte der einzelnen

Kolonien sind sehr kurz geraten. Die Vertrautheit des Autors mit der Materie erlaubt aber originelle Einsichten, etwa die Rolle von Kartoffelfschnaps als Treiber der Suche nach kolonialen Absatzmärkten und der bis heute gewahrte gute Ruf deutschen Bieres in Afrika. Die naheliegende Parallele zwischen Kolonialismus und Alkoholismus – man steigert sich erst in fürchterliche Exzesse und will sich hinterher an nichts mehr erinnern – wird nicht weiterverfolgt.

Melbers Thema ist der Umgang mit der kolonialen Prägung der deutschen Gesellschaft und politischen Kultur. Es geht nicht nur um das Verhältnis zu einstigen Kolonialgebieten, es geht um Afrikaromantik in der Literatur, um den Umgang mit Schwarzen, um unterschiedlich selektive Blicke in BRD und DDR, ganz grundsätzlich um das politische Selbstverständnis. „Die Verbindung zwischen Kolonialismus und Genozid bleibt ein integraler Bestandteil der europäischen Moderne und ihrer Hinterlassenschaft. Aber bis heute wird diese Verbindung in den vorherrschenden Kulturen der ehemaligen Kolonialmächte kaum anerkannt“, schreibt Melber und wünscht sich ein „kollektives Weltgedächtnis“ anstelle der kolonial geprägten Realität „asymmetrischer Machtverhältnisse“ mit ihrer „Hierarchie der Erinnerungen“. Ein Schritt, zu dem Deutschland offenkundig nicht bereit ist. Wie einer der von ihm zitierten Namibier die Frage beantwortet, wie Versöhnung zwischen Deutschland und Namibia möglich wäre: „Was wären Sie bereit aufzugeben?“ Man wünscht diesem Buch eine breite Leserschaft. Auch in Deutschland.



Henning Melber: „The Long Shadow of German Colonialism: Amnesia, Denialism and Revisionism“. C. Hurst & Co, London 2024, 332 Seiten, 30 GBP



Tareq Sydiq: „Die neue Protestkultur. Besetzen, Kleben, Streiken: Der Kampf um die Zukunft“. Hanserblau, Berlin 2024, 192 Seiten, 20 Euro

Mit Schirm und ohne Kopftuch

Tareq Sydiq untersucht in „Die neue Protestkultur“ das Potenzial diverser aktueller Bewegungen

Von Nina Apin

Frauen, die ihre Kopftücher verbrennen, Aktivist*innen, die sich zu „Spaziergängen“ verabreden, Oppositionelle, die im Krieg zu Katastrophenhelfer*innen werden und Rechts-extreme, die linke Strategien kopieren: In „Die neue Protestkultur“ untersucht der Protestforscher Tareq Sydiq beispielhaft vier aktuelle Protestbewegungen in Iran, Hongkong, Sudan und Deutschland. Dabei treibt ihn weniger die Frage um, wie „neu“ diese Proteste sind, insofern ist der Buchtitel etwas irreführend. Sydiq, der am Marburger Zentrum für Konfliktforschung arbeitet, will eher erkunden, was Protest braucht, um erfolgreich zu sein. Eingangs stellt er fest, „wie unwahrscheinlich der Erfolg von Protesten, sozialen Bewegungen und Revolutionen eigentlich ist“ – sind doch Staaten nicht dazu verpflichtet, auf Proteste zu reagieren. Umso beachtlicher, wie viele Proteste dennoch erfolgreich seien, findet Sydiq – und führt eine Reihe historischer Erfolge an: Vom March on Washington bis zur versehentlichen Öffnung der Berliner Mauer „unverzüglich, sofort“ unter dem Druck der ungeduldigen Menge.

Erfolg hat in Sydiqs Augen, wer klassisch eine Menge Menschen auf die Straße bringt, wer ikonische Bilder generiert, die Machthaber*innen beunruhigen, wie der „Tank Man“, der sich 1989 auf dem Pekinger Tian’anmen-Platz auf einen Panzer setzte – und wer es schafft, jenseits der Strafe eine soziale Bewegung aufzubauen, die in Lobbygruppen, NGOs und Parlamente hineinwirkt (hier nennt er die deutsche Klimaschutzbewegung). Langfristigen Erfolg können seiner Ansicht nach nur gewaltfreie Proteste haben. Radikalität sei in einer Demokratie nicht erfolgreich, weil sie keine breite Basis in der Bevölkerung erlangen könne. Hat man zwar alles schon mal gehört, aber interessant wird es, wo Sydiq den direkten Vergleich zu Protestbedingungen in autoritären Staaten zieht. In Iran werde „von oben“ mobilisiert, „von unten“ seien moderater zivi-

ler Ungehorsam und wütender öffentlicher Protest gleich lebensgefährlich. Der größte Erfolg der „Kopftuchproteste“ bestehe darin, die brüchige Legitimität der Regierung sichtbar gemacht zu haben – eine Basis für künftige Protestwellen.

Sydiq befasst sich auch eingehend mit Hongkongs Demokratiebewegung, die durch dezentrale Organisation und den Einsatz smarter Technologien immer wieder den chinesischen Staat herausfordern konnte – um am Ende doch niedergeschlagen zu werden. Keinesfalls müssen Proteste immer demokratischen Zwecken dienen, wie der Politologe in seinem Kapitel über soziale Bewegungen in Deutschland hervorhebt. Lesenswert ist seine Analyse des Aufstiegs der Neuen Rechten, die Antonio Gramscis Strategie der „kulturellen Hegemonie“ beherzigend, sich erst im zivilgesellschaftlichen Raum etablierte, bevor sie in die Parlamente strebte. Auch dies wieder nach italienischem Vorbild: Sydiq beschreibt, wie die neofaschistische CasaPound-Bewegung erst Häuser besetzte und dann durch eine Doppelstrategie aus sozialer Arbeit und gezielter Normalisierung rechtsextremere Diskurse Ministerpräsidentin Meloni den Boden bereitete. Trotzdem vertritt der Autor die These, dass friedlicher Protest auch dann erlaubt sein muss, wenn er die Grundrechte anderer abbauen will – die Demokratie müsse das aushalten. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, wo genau Sadiq die Linie zieht.

Anhand der gescheiterten Revolutionsversuche in Sudan versucht Sadiq den Unterschied zwischen einer „revolutionären Situation“ und einem „revolutionären Ausgang“ zu erklären. Aber die Analyse überzeugt nicht recht; zu komplex ist die Lage in dem ostafrikanischen Land, um sie mit Plattitüden wie „Eine Revolution ist ein Marathon, kein Sprint“ zu fassen.

„Die neue Protestkultur“ bietet keine harten Politanalysen oder sportlichen Thesen, aber einen gut lesbaren Ritt durch aktuelle Protestphänomene unserer Zeit mit einigen überraschenden Einsichten.

EDITION • LE MONDE diplomatique

EDITION • LE MONDE diplomatique
Im Kriegszustand
Die Welt rüstet auf

Die Welt rüstet auf

Es herrscht Krieg – in der Ukraine, im Sudan, in Gaza. Während die Medien täglich neue Nachrichten von Tod, Vertreibung und Zerstörung liefern, wirkt der internationale Waffenmarkt wie elektrisiert. Im letzten Jahr lagen die weltweiten Rüstungsausgaben so hoch wie nie zuvor. Doch nicht nur Staaten rüsten auf: Auch Geschichte und Sprache werden als Waffen instrumentalisiert.

Mit Beiträgen u. a. von Katharina Döbler, Anne Feigenbaum, Tom Stevenson und Alex de Waal sowie 13 Seiten Infografik von Adolf Buitenhuis.



11 Euro, im Ausland zzgl. Versandkosten
broschiert, 112 Seiten

monde-diplomatique.de/edition36
shop@taz.de

Jetzt bestellen